

Julia Schoch

Vorwort Isabelle Eberhardt

Wäre Isabelle Eberhardt eine Zeitgenossin von uns, könnte man sie dem Club 27 zurechnen: Ein Legende, von vielen gekannt, aber ein zutiefst einsamer Mensch, der mit 27 Jahren unter spektakulären Umständen nach einem intensiven, durchaus exzentrischen Leben stirbt. Und als wäre sie eine Vorgängerin der medialen Stars unserer Gegenwart gewesen, gibt es ein Bild von ihrem Tod! Ein für die damalige Zeit recht außergewöhnlicher Zufall. Noch dazu in Aïn Sefra, einer Wüstenstadt im Südwesten Algeriens, wo Isabelle Eberhardt am 21. Oktober 1904 ums Leben kam. Nur wenige Stunden zuvor hatte sie sich gegen den Rat des Arztes selbst aus dem Krankenhaus entlassen und war, noch in geschwächtem Zustand, in die Hütte zurückgekehrt, die sie am Ufer eines ausgetrockneten Flussbettes gemietet hatte. Dann geschah wie aus dem Nichts eine Naturkatastrophe. Bei schönstem Wetter kam plötzlich mit tsunamiartiger Geschwindigkeit Wasser durch das Wadi getost und riss eine Brücke, viele Häuser und Menschen mit sich. Auf dem Foto, das damals gemacht wurde, tragen Einheimische ihren Leichnam auf einer Bahre aus den Schuttmassen. Was auf ebenso wundersame Weise geborgen werden konnte, waren ihre Manuskripte – Erzählungen, Reisetexte, ihre Tagebücher. Sie wurden wenige Jahre später nach ihrem Tod in Paris herausgebracht. Isabelle Eberhardt selbst wurde dort, in Aïn Sefra, nach islamischem Ritual beerdigt, vor allem aber: in der Wüste, wie es immer ihr Wunsch gewesen war.

Wenn es so etwas wie Heimat für eine Ruhelose wie Isabelle Eberhardt gegeben hat, war es eine landschaftliche Form: die der Sahara. Der konturlose, unendliche Raum der Wüste zog sie magisch an.

Was bereitet jemanden auf ein Nomadenleben vor?

Isabelle Eberhardt war die Tochter von Nathalie de Moerder, einer durch Geburt und Heirat adligen Russin, die 1871 zusammen mit dem Hauslehrer ihrer drei Kinder Russland verließ und sich am Genfer See niederließ. Dieser Hauslehrer mit Namen Trofimowski, ein ehemaliger russisch-orthodoxer Priester armenischer Abstammung mit anarchistischen Ideen, offenbar eine Mischung aus Gelehrtem und Guru, wurde später der Vater eines weiteren Kindes und von Isabelle, die 1877 in einem Landhaus

in der Nähe von Genf, der *Villa Neuve*, geboren wurde. Das Haus findet in Isabelles Tagebüchern oft Erwähnung. Wenn sie von ‚dort‘, dem ‚Norden‘ oder von ‚jenseits des Meeres‘ spricht, ist immer jene Familien-Enklave gemeint, eine Art *huis clos*, in der sie aufwuchs.

Vielleicht kam ihr Fernweh, auf jeden Fall aber ihre Neugier daher, dass sie als Kinder das Grundstück nicht verlassen durften. So verfügte es der Vater, in ihren Tagebüchern ‚Wawa‘, ‚der Denkergreis‘ oder auch ‚der alte Mann‘ genannt. Aus Angst vor der Ansteckung mit der Krankheit Zivilisation versuchte er, auf dem Grundstück die Utopie einer Selbstversorger-Kommune zu verwirklichen. Die Kinder waren frei und sich selbst überlassen, wurden gleichzeitig aber auch zur Garten- und Landarbeit herangezogen. Zur Schule ging Isabelle nie, Trofimowski unterrichtete sie. Besonders viel lag ihm an Botanik und Naturkunde, Philosophie und den Sprachen, darunter Arabisch, Russisch, Latein, Griechisch und Deutsch. Bereits als junges Mädchen soll Isabelle Arabisch gesprochen und geschrieben haben. Über Bücher und Brieffreundschaften macht sie Bekanntschaft mit der orientalischen Welt, die für die Franzosen der damaligen Zeit auch Nordafrika mit einschloss und speziell auf Schriftsteller und Maler eine große Faszination ausübte.

Antiautoritäre Erziehung und Strenge, soziale Abgeschottetheit bei gleichzeitigem Studium der Sprachen der Welt, ein grundsätzlich privilegiertes Leben, in dem aber das Glück der Besitzlosigkeit gepredigt und gelebt wurde (die Villa war äußerst spartanisch eingerichtet) ... Es ist diese Ambivalenz, die Isabelles ganzes Leben durchziehen wird.

Ihr beständiges Schwanken zwischen Gefühlen, aber auch zwischen Orten und Menschen ist das, was beim Lesen ihrer Tagebücher am stärksten auffällt. Schon auf den ersten Seiten unterzieht sie sich einer Selbstanalyse, in der sie das Hohelied auf die Einsamkeit singt und diese gleichzeitig verdammt. Und genauso liegen ihre ruhelosen Reisen sowohl in einer Neugier begründet als auch in einer Ausweglosigkeit. Der Mut zur Unabhängigkeit, ihre Einsamkeit, aus der sie Kraft bezog, rühren auch von diesen frühen Erfahrungen.

Fakt ist: Isabelle *musste* unterwegs sein. Dabei haben wir es nicht etwa mit einer reichen, „emanzipierten“ Touristin zu tun, die einer Modewelle folgend „den Orient“ bereiste. Ihr Mut ist oft der Mut der Verzweiflung. Der Hintergrund all ihres Tuns ist auch die Erfahrung von Entbehrung, Leid und Tod.

Zusammen mit ihrer Mutter schiffte sie sich 1897 nach Bône (Annaba) in Algerien ein, wo die beiden sich von der Kolonialgesellschaft weitestgehend fernhalten und zum Islam konvertieren. Doch kaum ein halbes Jahr später stirbt Nathalie de Moerder dort. Isabelle, die sie nach ihrem Tod zärtlich „Weißer Geist“ nennt, beerdigt sie auf dem muslimischen Friedhof. Auf sich allein gestellt, beginnt sie zu reisen. Verkleidet als arabischer Student oder Gelehrter und oft unter einem Pseudonym zieht sie mit Soldaten, Fremdenlegionären und Nomaden durch das Land. Nachdem ihr Bruder Wladimir sich 1898 das Leben genommen hat und Trofimowski erkrankt, kehrt sie nach Genf zurück. Dort pflegt sie ihren Vater bis zum Tode 1899. Nur zu Augustin, ihrem älteren Bruder, der nach Jahren bei der Fremdenlegion in Marseille lebt, hat sie danach noch eine (innere) Verbindung.

Allein und mittellos, da die Erbschaftsangelegenheiten sich als schwierig gestalten, bricht sie erneut Richtung Afrika auf, um nie wieder zurückzukehren. Durchaus im Sinne ihrer Erziehung drückt Eberhardt in ihren Texten an verschiedenen Stellen ihre Abneigung gegenüber ihrer Heimat, der Bourgeoisie sowie gegenüber der Zivilisation im Allgemeinen aus, während sie Afrika in ihren Tagebüchern immer wieder als „Wahlheimat“ oder „Adoptivland“ bezeichnet.

Ende des 19. Jahrhunderts ist in Westeuropa noch kein Platz für allzu unkonventionelle Lebensformen. Nur ganz vereinzelt flüchten – mutige – Europäer nach (Nord)Afrika, aus Liebeskummer, auf der Suche nach einem „ursprünglicheren“ Leben, auch Todessehnsüchtige, Menschen jedenfalls, die kaum etwas zu verlieren haben. Im Grunde sucht auch Isabelle Eberhardt als ein Hippie avant la lettre etwas in der „Fremde“, was Europa ihr zu jener Zeit, da es noch keine wirklichen Alternativkultur dort gibt und mit verschiedenen Naturbewegungen sich erst zaghaft ein paar Enklaven herauszukristallisieren beginnen, noch nicht bieten kann.

Wie magisch angezogen, zieht sie sich in die leeren Weiten der Sahara zurück. Die Wüste wird ihr zur Seelenlandschaft, eine Projektionsfläche für ihre Selbstvergewisserung, die in ihren Schriften bezeugt ist. Denn darin liegt die Kraft der *Journaliers* von Isabelle Eberhardt: es sind auch Selbstüberzeugungs- und Selbstermächtigungsschriften einer ewig einsamen, zuweilen überforderten jungen Frau. Auf den ersten Blick berichten sie über das Glückliche in bestimmten Landschaftsräumen, sprechen sie vom Ankommen im „richtigen“ Raum. Das Seltsame dabei ist: die Wüste befreit sie nicht von ihrem Zustand der inneren

Zerrissenheit, im Gegenteil, sie verstärkt ihn oft sogar. Das Fernweh ist nichts, was irgendwann aufhört. Es macht aus den Tagebüchern zugleich das Panorama einer Krankengeschichte, die Geschichte einer ewig Rastlosen, auf der Suche nach einem Ort, der, sobald sie ankommt, schon wieder aufgegeben wird. Der Fernblick ist ihr bevorzugtes Sehmodell, die sich immer wieder entziehende Landschaft. Deshalb sind es auch so oft Erinnerungen, sowohl vergangene wie auch zukünftige, die im Mittelpunkt ihres Schreibens stehen. „Wiederfinden“ – ein Wort, das eine große Rolle in den Texten von Isabelle Eberhardt spielt, ohne dass man sagen könnte, was genau und wo genau es wiedergefunden werden könnte.

Viele Jahrzehnte nach Isabelle Eberhardt hat eine andere große Unruhige und Tiefblickende der Literatur, Ingeborg Bachmann, erstaunlich ähnliche Landschafts- bzw. Seelenerfahrungen in ihren Briefen formuliert: „Immer denke ich an die Wüste ... ein paar Tage lang habe ich dort gelebt, so wie ich leben möchte. ... Dort war alles wahr, alles richtig, alles tödlich, alles gesund. Dort hat man keine Neurosen, immer denke ich an die Tage, wie die paar letzten Europäer zusammengebrochen sind (sehr gesunde, junge), und ich habe es ausgehalten, ich war plötzlich gesund. ... Ich will etwas unendlich Schönes und etwas unendlich Herrliches haben, und das habe ich in der Wüste gehabt.“

Die Suche nach einer utopischen Fluchtgegend mündet bei beiden Schriftstellerinnen in Ernüchterung. Beide müssen sie feststellen: Die Wüste heilt nicht, schon gar nicht auf ewig, sie bringt einem den eigenen Zustand nur klarer zu Bewusstsein.

Für eine Schriftstellerin nicht die schlechteste Erkenntnis.

Denn nichts anderes wollte Isabelle Eberhardt sein. Sie war keineswegs eine schreibende Reisende. Sie verstand sich als literarische Autorin. Schon als Jugendliche schickte sie ihre Geschichten an verschiedene Zeitschriften, die diese auch abdruckten. An ihrer Legitimation als Schriftstellerin arbeitete sie verbissen bis zu ihrem Tod. Es ist der Wunsch, das Geschriebene auch zu veröffentlichen, der sie die Verbindung zur europäischen Welt halten lässt. Wenn sie nach Paris, Genf oder Algier reist, dann immer wieder auch, um Kontakte für ihre schriftstellerische Tätigkeit zu knüpfen. So trifft sie Victor Barrucand, der zunächst Chefredakteur der algerischen Tageszeitung *Les Nouvelles* und dann der Wochenzeitung *L'Akhbar* ist und für den sie ab 1902 Reportagen über das Landesinnere schreibt. Er wird nach ihrem Tod ihre Schriften (ein Konvolut von ca. 2000 Seiten) in dem Pariser Verlag Eugène Fasquelle herausgeben.

In ihren Texten, insbesondere den Tagebüchern verbietet sich Isabelle Eberhardt ein explizit weibliches Bewusstsein. Sie spricht von sich unterschiedslos in der weiblichen und männlichen (grammatikalischen) Form, sicherlich auch, weil es zum damaligen Zeitpunkt so wenige schreibende/reisende Frauen gab, die ihr als Vorbild hätten dienen können. Zudem scheint für sie das Spiel mit den verschiedenen Identitäten selbstverständlicher als für ihre Umwelt gewesen zu sein, die sie immer wieder daran „erinnert“, dass ihr Auftritt ganz und gar ungewöhnlich ist. Ihre Verkleidungen hat sie nie kokett oder snobistisch zur Schau getragen. Sie verhalten ihr zu einer Freiheit, die auch ganz konkret zu nehmen ist: Beim Reiten und Reisen ist die typisch arabische männliche Kleidung einfach bequem, wie sie immer wieder betont. Natürlich nehmen viele an einem solchen Selbstverständnis Anstoß. In den Tagebüchern klagt sie häufig über die Indiskretion, den Tratsch und die Verleumdungen, denen sie sich ausgesetzt fühlt. Dabei sind es oft gar nicht die Männer, sondern die einheimischen Frauen, die sie nicht bloß als unterdrückt wahrnimmt, sondern als perfide Weibsbilder, die ihre Rolle innerhalb der Gesellschaft spielen und mit ihrer Lust an Gerüchten und an der Ausgrenzung an Isabelles Vertreibung mitgewirkt haben, wo immer sie sich gerade befand. Vor allem nimmt man Anstoß an der „wilden Ehe“ mit ihrem Geliebten Slimène Ehnni, einen Unteroffizier, den sie 1900 in El Oued kennenlernt. Er ist ein sogenannter Spahi, ein Einheimischer mit französischer Staatsbürgerschaft, der der französischen Armee in den Kolonialgebieten angehört. Isabelle folgt ihm nach Batna, wo er stationiert ist. Zusammen versuchen sie ein anderes Beziehungsmodell als das damals herrschende zu leben. Unterwerfen kann bzw. will sich Isabelle Eberhardt einem Ehemann nicht, wie sie selbst schreibt, und er hat es von ihr auch nicht verlangt, wie es scheint. Auch wenn sie später, sechzig, siebzig Jahre nach ihrem Tod zu einer Gewährsfrau der Feministinnen wurde, hat sie sich selbst nicht als eine solche verstanden. „Feministin“ – das war damals ein Schimpfwort. Die arabischen Frauen bemitleidet sie, sie findet sie schlicht langweilig, das freie Leben der Nomaden hingegen zieht sie an, da warten die Abenteuer.

Im selben Jahr, 1900, wird sie in die Bruderschaft der Qadiriyya aufgenommen, die eigentlich nur Männern vorbehalten ist. Dieser ganz und gar außergewöhnliche

Vorgang beweist, wie tief Isabelle Eberhardt mit den Einheimischen und ihrer Kultur verbunden war, wie genau ihre Kenntnis und ihr Verständnis von Religion und Sufismus waren und wie weit entfernt sie von einem „exotischen Blick“ auf die dortige Welt war.

Isabelle Eberhardt war sich bewusst, dass diese Zugehörigkeit ein Privileg war, eine Freiheit, die sie immer zu schützen versucht hat. Der Preis dafür ist Einsamkeit. Und ein Leben unter Extrembedingungen, denen sie sich immer wieder bewusst aussetzt. In bitterster Armut lebend, vom Kifrauchen und von einer oft mangelhaften Ernährung ausgezehrt, hält sie doch an ihrem Leben in der Wüste fest. Sie lebt schwankend zwischen den Polen: Einerseits wird sie verfolgt und gemäßregelt von einer moralisch disziplinierenden Welt und muss sie sich mit Gängelungen und Einschränkungen auseinandersetzen. Andererseits lebt sie, wenn auch arm, aber doch in einer vollkommen frei verfügbaren Zeit, ist niemandem untergeordnet, und kann mit dem Pferd zu jeder Tages- und Nachtzeit durch die Dünen reiten. Sie ist zu Gast in Moscheen genauso wie in Bordellen, kennt die Armenviertel der Städte ebenso gut wie die Nomadenlager in der Wüste. Isabelle Eberhardt lebt in einer beständigen Widersprüchlichkeit, deren unmittelbarer Zeuge der Leser ihrer Tagebücher wird. Dabei kommen ihre Stimmungen, Selbstaufmunterungen und Gemütsumschwünge stets aus dem Nichts und können ebenso schnell wieder verschwinden. Angesichts der Pracht der Wüste gerät sie nicht nur ins Schwärmen, sondern jedes Mal auch in Schwermut, sie will den Geliebten sehen, strebt aber auch immer wieder von ihm weg, um allein im Galopp über die Dünen zu jagen. Ihrem Unabhängigkeitsdrang steht immer wieder der Wunsch nach einem Rhythmus gegenüber, einem Rahmen, der ihr das Arbeiten erleichtern würde. Beständig sehnt sie sich nach einem festen Heim, einem Zuhause, das ihr Antrieb geben würde, während sie schon ihre nächste Reise plant ...

Die Entbehrungen des Wüstenlebens nimmt sie auch deshalb in Kauf, weil sie ihr immer noch besser erscheinen als ein Dasein in Europa, das sie als verdorben und auf eine falsche Weise zivilisiert wahrnimmt. Doch 1901 ist sie gezwungen zurückzukehren. Am 29. Januar kommt es zu einem Mordanschlag, dessen Hintergründe bis heute nicht ganz geklärt sind. In dem Dorf Behima, wo Isabelle Eberhardt sich mit mehreren Reisenden aufhält, stürmt ein Mann mit einem Säbel in das Haus, in dem sie gerade mit der Übersetzung eines Geschäftsbriefes für einen

Freund befasst ist. Eine zufällig dort hängende Wäscheleine fängt die Wucht des Hiebs ab. Trotzdem wird sie schwer an Kopf und Arm verletzt, doch sie überlebt. In dem späteren Prozess wird der Attentäter zu lebenslanger Zwangsarbeit verurteilt. Durch Isabelles Fürsprache wird das Strafmaß auf zehn Jahre herabgesetzt. Als Unruhestifterin und vermeintliche Spionin wird Isabelle nach diesem Vorkommnis des Landes verwiesen. Wieder muss sie ins verhasste Europa zurück, das sie in den Tagebüchern oft als „Land der Verbannung“ beschreibt. Sie geht nach Marseille, wo sie für einige Monate bei ihrem Bruder Augustin und dessen Frau unterkommt. Der „Höllenaufenthalt“ dort lässt ihre Sehnsucht nach Afrika nur noch größer werden. Nach ihrer Heirat mit Slimène Ehnni am 17. Oktober 1901 (der einzigen Gelegenheit, bei der sie Frauenkleider getragen haben soll) und der Aufhebung des Ausweisungsbefehls wendet sie sich endgültig von Augustin, ihrem Bruder und damit auch der Alten Welt Europa ab. Im Januar 1902 kehren beide in ihr „Gelobtes Land“ zurück, zunächst nach Bône, später lässt sich das junge Paar in der Casbah von Algier nieder, von wo aus Isabelle erneut zu verschiedenen Reisen Richtung Süden aufbricht, nach Bou Saada, El Hamel, Kenadsa und Aïn-Sefra.

Isabelle Eberhardt hat das Attentat auf sie als göttliches Zeichen interpretiert, ihr religiöser Eifer und ihr mystischen Neigungen scheinen sich danach noch zu vertiefen. In der konkreten Entbehrung sieht man deutlich die Funktion der Religion für diese Hungerkünstlerin: Mittellosigkeit, Krankheit und Ausgezehrtheit lassen die entsprechenden Tagebuch-Passagen wie die Visionen einer Mystikerin erscheinen. Dann ist sie nur noch in Landschaftseindrücken aufgelöster Gedanke. Bei all ihrer religiösen Überzeugung verfolgt sie allerdings nie missionarische Absichten. Ihre gottesergebenen Erfahrungen bleiben auf sie selbst bezogen.

Bedingungslose Liebe und Kompromisslosigkeit kennzeichnen das Wesen von Isabelle Eberhardt, wie es in ihrem Seelenspiegel, den Tagebüchern, aufscheint. Es ist eine Erwartungshaltung, die immer wieder in Enttäuschungen münden muss. Sie bleibt ein zutiefst einsamer Mensch, der die Frage, wie man mit wem und wo leben soll, nur mit sich selbst klären kann. Sie weiß um ihre Unfähigkeit zur Zweisamkeit, sie ist sich bewusst, dass sie vor allem den Ausblick der Freiheit braucht. Dabei scheint der Plan zum Aufbruch oft noch wichtiger als der Aufbruch selbst. Gegenüber ihrem Geliebten und Ehemann wirkt sie seltsam reif und erwachsen. Man könnte sie eine Moderne in der Liebe nennen, wenn sie das enttäuschte Gefühl schon

vorwegnimmt, indem sie ironisch Slimènes Naivität kommentiert, was die Dauer einer Liebe angeht. Ein solches Antizipieren der Enttäuschungen, ein Vorausdenken des Scheiterns in Liebesdingen ist laut Eva Illouz eigentlich ein Zeichen für das 21. Jahrhundert. Es sind Versuche zur Selbstrettung. In einem Brief an ihren Mann schreibt sie einmal, ihre Liebe sei in Wahrheit immer nur ein „heftiges Leiden“ gewesen. Die Beziehung zwischen den beiden scheint sich abzukühlen, Isabelles Abwesenheit und Unabhängigkeitsbestrebungen lassen sie auseinanderdriften, und offenbar hat Slimène auch eine neue Freundin, jedenfalls hat sie nichts dagegen, sich geografisch wie innerlich immer weiter von ihren bisherigen Lebensmenschen zu entfernen.

1902 bricht sie Richtung Süden auf, in die Nähe der – nicht eindeutig festgelegten – Grenze zum Sultanat Marokko, um für die Zeitschrift *L'Akhbar* über den französischen Vorstoß in dieses Gebiet zu berichten, wo es immer wieder zu blutigen Zusammenstößen zwischen den dortigen Stämmen und den französischen Kolonialtruppen kam. Isabelle Eberhardt dürfte somit die erste Kriegsreporterin sein. Ihre Texte über die Einheimischen sind dabei aber nie mit dem Blick einer Fremden, eines Besatzers oder Kolonisten geschrieben, sondern berichten stets aus dem Innern dieser Welt. Damit stößt sie das koloniale Klischee von Zivilisation gegen Barbarei um, ein für die damalige Zeit extrem ungewöhnlicher politischer Weitblick. Im Frühjahr 1904 wird sie mit einer geheimen Mission beauftragt, um in der marokkanischen Festungsstadt Kenadsa erste Verhandlungen mit dem religiösen Anführer aufständischer Nomaden zu führen. In ihrer Verkleidung als islamischer Gelehrter begibt sie sich für mehrere Monate in den heiligen Bezirk der Stadt, den bis dahin noch kein Europäer betreten haben soll. Geschwächt von Malariaanfällen, sucht sie im Herbst desselben Jahres schließlich das Militärspital von Aïn-Sefra auf.

Es gehört zum Wesen von Legenden, dass sie die Phantasie der Nachwelt beflügeln. Ob Isabelle Eberhardt ihren Tod bewusst gewählt hat, bleibt Spekulation. Fest steht: Ihr Mann, den sie in ihren Tagebüchern mit vielen Kosenamen belegt (Zuizou, Rouh, Ouiha), und der nach monatelanger Trennung gerade erst in Aïn-Sefra eingetroffen war, konnte sich rechtzeitig vor den Schlammlawinen aus der Hütte retten und reiste – offenbar von Schuldgefühlen geplagt – noch vor ihrer Beerdigung ab.

Möglicherweise haben sie sich gegenseitig Vorwürfe gemacht und wollten ihre endgültige Trennung besiegeln.

Hinzu kam, dass Isabelle Eberhardt körperlich verbraucht und müde war. Eine Reihe von wiederkehrenden Krankheiten sowie permanente psychische Überreiztheit hatte sie über die Jahre hinweg an ihre Grenzen gebracht. Dass die Autorin sich mit dem Tod Tag für Tag auseinandergesetzt hat, ja dass sie bereit war zu sterben, geht aus jeder Seite ihrer Tagebücher hervor.

Als hätte ihre Dauer-Flucht vor allem Europäischem auch die umgekehrte Auslöschung zur Folge gehabt, steht die Villa Neuve nicht mehr, wie seltsamerweise sämtliche Fixpunkte aus Isabelles früher Kindheit bzw. ihrer Jugend nicht mehr existieren. In einer Stadt wie Genf kommt es nur sehr selten vor, dass sämtliche Orte eines Menschen, der vor hundert Jahren gelebt hat, verschwunden sind. Erst seit 1988 trägt eine kurze Sackgasse ohne Ausblick im Genfer Stadtteil Les Grottes den Namen Isabelle Eberhardt.

Juli Schoch im März 2018
